

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Ein Idyll im Ozean.

Von Dagobert Winter.

Es ist seltsam über die entlegensten Erdteile erhält man in New York auf seine Fragen die eingehendsten Antworten, erkundigt man sich aber nach den verhältnismäßig so nahe gelegenen Bermudasinseln, so lautet im besten Fall die Antwort: „Eine südländische Inselgruppe, von der wir viele Früchte und Blumen beziehen.“ Ein Ausflug dahin gibt die richtige Ansicht von dieser „Inselgruppe“, und es dürfte unsere Leser vielleicht interessieren, dieses wunderbare Dorado inmitten des Ozeans etwas näher kennen zu lernen.

Die Bermudas- oder Somers-Inseln bilden ungefähr die Gestalt eines Hummers, der den Schwanz halb gebogen hält. Die Gruppe enthält nach genauer Zählung 10 viel Inseln und Inselchen, als das Jahr Laage hat, nämlich 365, und außer Boas und Somers hängen sie alle durch Brücken und Dämme zusammen. Von der äußersten Spitze der Inseln-Insel — wo sich ein schwimmendes Dorf, eines der größten der Welt, befindet — gelangt man über etwa acht deutsche Meilen zu Fuß oder zu Wagen bis zur Stadt St. George, oder nach Grassa Bay dem gewöhnlichen Anlegepunkt der Dampfer. Die Hauptinsel Bermuda liegt ungefähr 200 deutsche Meilen südlich von New York und ebenso weit entfernt von Charleston. Bei sehr günstigem Wetter dauert die feigste Fahrt mit dem Dampfer 52 Stunden, stellt sich aber Sturm oder Nebel ein, so ist man auch wohl drei Nächte unterwegs. Der Strom des modernen Lebens berührt diese Inselgruppe kaum, nur die Dampfer, die von Halifax nach Westindien gehen, legen alle vierzehn Tage einmal an. Die Inseln haben nämlich kein Wasser ab, da sie keine Quellen besitzen — das ist der Grund ihrer Isolierung, doch gerade in dieser westabgeschlossenen Einsamkeit liegt ihr höchster Reiz, es ist still dort wie im Paradies, und ein blühendes Paradies ist auch die ganze Inselgruppe — einer der schönsten Flecken Erde auf Gottes weitem Welt.

Das Klima ist sehr gemäßig, doch leucht, wie auf allen Inseln des Ozeans. Wohlige Regenwolken treten bei sonnigem Wetter ein, und es regnet oft bei hellem Sonnenschein. Im März und April ist es trocken meistens zu trocken für Mühe und Frucht, aber häufig weht ein harter Wind. Die Strahlen sind dann fast wie Asfalt, da ein gelegentlicher Regenschauer kaum beleuchtend wirkt; das Wetter ist köstlich, am Tage 20 Grad Reaumur, nachts 15—16 Grad. Kühl ist es gar nicht trotz des Windes. Regen scheint auch im Winter nur zum Regen nötig zu sein — März und April sind dort die härtesten Monate, aber auch im Sommer steigt die Hitze selten über 25 Grad. Man kann das ganze Jahr hindurch liegen, aneeln, fischen — die frische Seeluft hält jede lähmende Hitze fern.

Die Inseln sind Kalksteinfelsen, mit einer dünnen, rötlichen Humusschicht bedeckt. Wohlige Fledern und tropische Palmen, seltsame andere tropische Gewächse und weinliche Baumartungen bilden eine höchst eigenartige Vegetation. Der Bananenbaum gedeiht hier im Überflusse — dabei liegt die bedeutendste Anzucht kaum 58 Meter über dem Meeresniveau. Die Unebenheit des Bodens gewährt eine große Abwechslung der Naturbilder, und überall bieten sich dem Auge entzückende Aussichten und Fernsichten. Ausgeszeichnete Landstrichen von weichen Rundsteinen laufen dem Meer entlang über Hügel und durch Täler, oft durch Felsen gebogen. Die Häuser, selbst die behaglichsten sind von weichen Kalksteinen viele Häuser sind im indischen Bungalostil (Gillens) erbaut, mit Galerien und grünen Jalousien, mitten in großen Gärten von tropischer Schönheit gelegen. Blüten von leuchtenden Farben, Bananen, Palmen, Metterblumen, Pinacarien bilden den duffigen Rahmen dieser traumlichen Wohnstätten. Jedes Dach wird sorgfältig reingehalten, da es bestimmt ist, das kostbare Regenwasser aufzufangen und zu einer Zisterne zu leiten. Außerdem gibt es am Fuße der Hügel arthartige Sammelbecken zum Auffangen des Regenwassers. Denn die ganze Existenz der Insel beruht auf diesem Tropfen des Himmels. Flüsse und Quellen gibt es hier nicht, wie schon erwähnt nur hin und wieder einen leichten Bach. Dieser Kanal an Wasser erklärt auch das gänzlich Fehlen wilder Tiere; es gibt sogar nur wenige Insekten hier — leider im Sommer noch immer zu viele Mücken. Dagegen fehlt es nicht an schönen Singvögeln, darunter die prächtigen Karibna-Großschmätzer, die Waldtaube, das lauchende Goldrüttchen und eine Schar frecher Eichelhäher, die in als echte Raubvögel der Vogelswelt allüberall zu sehen sind.

Das Felsendie in der landschaftlichen Schönheit der Bermudas-Inseln ist das Spiel der Farben. Vor allem die See! Zwischen den Klippen, die fast die ganze Gruppe umgeben, schimmert es blau, türkisblau, dann wieder esmeraldgrün, smaragdgrün und wiederum in gemächlichen Goldtönen, rötlich und lila. Dabei ist hier der Ozean durchsichtig bis zum Grund.

Früher waren die Bermudas ein Deportationsplatz, und Sträflinge waren es, die hier oben erwähnten Landstrichen bebaut haben. Seit Hundertstausend Jahren aber ist niemand mehr hierher deportiert worden. Die heutige Bevölkerung besteht aus zwei Dritteln aus Barbaren, den Nachkommen der freigelassenen Sklaven, die vor der offiziellen Aufhebung der Sklaverei hierher auf entlegene Inseln geschickt hatten. Fast alle Schulen sind Benoniare, das heißt Schulen, in denen die Kinder tanzen, Schöpfung erhalten und wo die zu weit entfernt wohnenden Schüler auch schlafen. Das Gouvernment unterstützt sie alle, fast sämtliche Schulen haben Barbare zu Schülern und Lehrern. Es gibt allerdings auch zwei oder drei Schulen für Weiße, doch sind sie nur für den Elementarunterricht bestimmt, wer sich höhere Bildung erwerben will, muß ins Ausland gehen: eine höhere Schule existiert noch nicht in diesem Paradies.

Die Barbaren sind in der Kirche zwischen den Weißen, ohne Rancunierlichkeit der Rasse — durch den Einfluß der Kirche ist sowohl ihr Benehmen wie auch ihre Moral kultiviert. Sie sprechen ein reines Englisch, der sogenannte Krieger-Dialekt existiert fast gar nicht. Diese feinere Art zu sprechen und eine gewisse Freiheit des Benehmens, die nur mit Bildung verknüpft ist, rufen zuerst den Eindruck hervor, als habe sich die farbige Rasse schon sehr verbessert. Man laßt aber das bei nur oberflächlich — wären die Schwarzen ohne Oberherrn der Weißen allein im Besitz der Bermudas, so würden sie schnell auf eine niedrigere Kulturstufe zurückfallen, denn in Vandalen, wo der Regen nicht ums tägliche Brot und Ochs zu kämpfen braucht, verläßt er leicht in trügerische Wohlstande, wie er es höllisch umkreißt, während die Weißen es „unerschütterliche Bauheit“ nennen.

Eine großartige Schönheit entfaltet die Pflanzenwelt da, wo sie für den New Yorker Markt kultiviert wird. Die großen, mit Violett, Safran, Amarant, und anderen Zwiebelpflanzen bestellten Felder, die Hibiskus-Pflanzen, die köstlichen Trauben, die am Saftiger wegen die Felsenwände bedecken, die selbe blaue und rote Iris sowie der weiße und rote Dianthus bilden eine Farben- und Formen-Symphonie, die sich kaum beschreiben läßt. Wohl nirgends in der Welt wächst solcher Glanz, nicht einmal in der Campagna zu Rom. Räumte dieser Art abgeben hier bis zu einer Höhe von acht Metern, dabei Stämme im Durchmesser von annähernd einem Fuß, Tausende von Lichtoten und rötlich-weißen Blüten

heben sich prächtig von dem tiefblauen Himmel oder der smaragdgrünen See ab. Das Schönheitsdarsteller Auge findet hier entzückende Betriedung.

Aber auch in dem unfruchtbarsten Teil der Inselgruppe gibt es prächtige Blühe von wilder Schönheit. Hierhin verlegt die seine Geländekunst ihre Pläne, die Wald-Teilpartien der Laventennis, Krotel- und Kridelviere, die Mondschneepromenaden und alles, was sonst zum geistlichen Leben im Freien gehört. Die Gastfreundschaft der Insulaner ist mehr als liebenswürdig, vornehm und zugleich amüsan, man genießt viel Vergnügen mit wenig Mühe. Diners, Kränzen, Pöle, theatralische und Kisorstellungen, Gartensozialitäten, Tennismatches, Paraden, Manöver, Regatten, Wettrennen, Biadns und alle Arten des Vergnügens sind ziemlich das ganze Jahr über an der Tagesordnung.

Die besten Kreise New Yorks haben schon seit Jahren die Bermudas als Sommeraufenthalt gewählt. Bis jetzt hat die Invasion der Dollarsmillionäre alljährlichweise noch nicht vermocht, aus dem friedlichen Paradies ein geräuschvolles Fremdenlager zu machen. Es wäre wirklich schade um solch ein sozialesnettes Stücken Welt!

Die Zukunft unseres Sonnensystems.

Von Max Bailek, München.

Von jeder hat sich die Menschheit vor allem für ihre eigene Zukunft interessiert und man darf wohl mit Recht sagen, daß im Grunde jede Wissenschaft in irgend welcher Form darauf gerichtet ist, aus bekannten vergangenen und gegenwärtigen Zuständen kommende Entwicklungen vorherzusagen.

So insbesondere auch die Astronomie, deren eigentliche Kraft doch in der Berechnung leuchtender kosmischer Ereignisse erwiesen wird. Schon man nur freilich im Schrifttum der Sternforschung nach, so wird man fast nur allgemeine Redemendungen, immer aber grob: Zukunftsprophetien aller jener Lemoren, die vielleicht am besten etwas zu sagen vermöchten. Das ist auch kaum verwunderlich, nachdem das charakteristische Jahrhundert sich in Berechnungen über die Stabilität, d. h. Unveränderlichkeit der heutigen Bedingungen des Sonnensystems, geradezu überboten hat.

Laplaces und Leverriers unvollständige mathematische Unternehmungen beherrschten das Feld, und man glaubte bewiesen zu haben, daß der gegenwärtige Zustand im Planetenreich auf „ewige Zeiten lebensfähig“ sei und kraft der Naturgesetze allzeit automatisch zwangsläufig erhalten bleibe.

Erl in den allerletzten Jahren hat auch die offizielle Wissenschaft sich wieder von diesem beruhigenden Zukunftsbilde abgesetzt und ist mit nichternem Blick an die Möglichkeiten herangetreten, die sich eröffnen, wenn man jenen Berechnungen nicht untrügliche Kraft zugeföhrt. Und was ist nach den neuesten Forschungen nicht mehr zulässig. Wir wissen heute, daß alle Beweise der großen Mathematiker über die Stabilität des Sonnensystems auf schwankem Boden stehen und einer itrenazeren Prüfung nicht standhalten. Geh. Rat H. v. Seeliger, der berühmte Münchener Gelehrte hat sich erst kürzlich in seinen Vorlesungen wiederholt dahin ausgesprochen, daß alle Berechnungen nur auf wenige Jahrhunderte rechen, daß wir aber gar nicht in der Lage sind, zu berechnen, wie unser Sonnensystem in einer Million Jahre beschaffen sein wird.

Geht man zu, daß außer den großen Planeten zahllose kosmische Kleinmassen als Strahlenschuppen und Meteore und Weltstaubteilchen die Zwißerräume erfüllen — und dies kann man heute nicht in Abrede stellen — dann ergibt sich ebenfalls, daß alle Planeten- und Mondbahnen sich beständig spiralförmig verengern müssen, so daß alle Monde auf ihre Planeten und diese zuletzt in die Sonne stürzen müssen. In geometerischer Zukunft würde demnach unsere Sonne als einlammer trabantenreicher Fixstern ihre Bahn durch die Weltsträume sieben, Jahrmillionen, nachdem sie die Erde und auch alle anderen Planeten in ihrer allühenden Schöpfung hinabgeworfen und in den Feuer ihres Innern gänzlich aufgelöst hat.

Was uns aber am meisten interessiert, das finden wir freilich wieder nicht in den Büchern der Astronomie, sondern bei dem Begründer der Weltelehre, Hörbieler, die Antimart nämlich auf die Frage, in welcher Reihenfolge und ungefähr in welchen Zeiteinheiten diese Katastrophen sich ereignen werden. Nach Hörbieler sind wohl die beiden Marsmonde und der jüngste Jupitermond, die ersten Trabanten, welche gegen ihre Planeten fallen als vierter würde unser Mond gegen die Erde stürzen, eine neue Simulst und den Untergang unseres jetzigen Geheißtes heraufschubend. Von den Planeten würden Merkur und Venus vor der Erde in die Sonne stürzen, Mars aber zuerst vor der Erde als Mond einzufliegen und niederzuschlagen werden, bis dann Jahrmillionen später der vergrößerte Planet Erde-Mars in die Glut des Sonnenleibes schmelze. Viel später erst folgten dann die großen äußeren Planeten Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun nach.

Der Diamant.

„Sich einen Edelstein denken, daraus kommt's nicht an!“ sagte ein dreister Kiesel zum Diamanten. „Wenn man mich schliffe, in Gold fahre und am Finger trüge, dann solltest du haaren, wie ich zu leuchten verstände! Aber komme zu uns herab, lege dich in den Sand, und nur zu bald erlöbst du, daß du völlig uninteressant bist: ein Stein, weiter nichts!“

Der Diamant hörte den Sprecher ruhig an und sagte sich allen Ernstes, daß er bisher noch keine Probe eines besseren Weleins gegeben habe. Er beschloß daher, seiner unerdienten Würde zu entsagen und entließ logisch dem Ring seines Trägers, um sich zu den Kieselchen zu gesellen. Lange Zeit lebte er unter ihnen und bemühte sich sogar, seinen Schiß und seine Farbenfünfte nach Möglichkeit abzulegen, denn er wollte sich nicht hervortun.

„Seht, liebe Brüder“, logte er einmal, „nun werde ich euch immer ähnlicher und ähnlicher, und zuletzt sind wir nur eine Familie von Steinen! Es lebe die Gleichheit!“

Kaum hatte er diese treffliche Rede unter dem besten Beifall seiner Hörer beendet, als ein Mensch des Weges kam und ihn erlöste. „Was?“ schmunzelte der Mensch, freudig erregt über den glücklichen Fund. „Ein Diamant unter Kieselchen?“ Und er hückte sich logisch und hob den Edelstein in die Sonne, wo er herrlich zu funkeln begann. „Du gehörst in eine goldene Fassung mein Lieber“, logte der Mensch, „um ganz das sein zu können, was du bist! Dein Schiß hat ein wenig gekitten, aber dein Kristall leuchtet so lauter wie je!“ — Und er trug den Diamanten davon.

Der dreiste Kiesel aber logte: „Das Borurteil der Welt ist eben unbedenkbar. Stein bleibt Stein!“ Und bekam gleich einen roten Fleck vor Kraut.

Der Diamant aber wurde in Gold gefaßt und ließ seine Farbenfünfte spielen zum Entzücken der Menschen. Einmal logte er: „Ich wäre wahrscheinlich niemals ein echter Kieselstein geworden!“

Und da hatte er recht.

Detektivabenteuer.

Drei der berühmtesten Filmdetektive trafen sich nach längerer Zeit wieder in ihrem Klub und erzählten sich ihre letzten Erlebnisse.

„Da kriegte ich kürzlich“, berichtete der eine, „einen ganz verzweifelten Auftrag in die Halle, der mir drei Wochen lang die härtesten Mühe zu machen gegeben hatte. Als ich ihm nun endlich allein gegenüberstand, da wußte ich auch, er werde kein Leben nicht billig betreiben. Auf fünf Schritte Entfernung hand er vor mir, unbewaffnet, wie ich glaubte. Während ich meinen Browning auf ihn gerichtet hatte, siehe ich zu meinem Erstaunen, wie er plötzlich seinen Kopf aufreißt und mir die Brust bietet. Noch hatte ich nicht Zeit zu erfassen, was er da vorhatte, da fühlte ich auch schon, wie mir eine unsichtbare Hand den Kackoer entwinkelte. Meine Finger lösten sich, ich mußte die Waffe freigegeben, die ihm auch sofort gleichsam zulief. Unter seinem Kopf nämlich, da hatte er einen mit starkem Strom geladenen Elektromagnet verborgen gehabt. Indem der Magnet die eiserne Waffe an sich zog, wurde sie mir entwunden. Wenn der Verbrecher jetzt auf mich Wehrlos steht, dachte ich nur noch, dann bin ich gerettet. Zu meinem Glück jedoch er, langsam geht er noch drei Schritte zurück, legt an, stößt und drückt ab. Ein Knall, das Zimmer voll Rauch, ein Schrei... er liegt tot am Boden. Er obnte eben nichts von der besonderen Art meiner Waffe, die so konstruiert war, daß das Geschloß nach dem Losdrücken nicht nach vorn, sondern rücklaufend, also gegen den Schützen fahren mußte. Sehr einfach!“

Das Abenteuer des zweiten der Detektive mit dem „Tablen Sami“ war um so gefährlicher, als es sich um einen Verbrecher handelte, den die Natur mit Varenkräften ausgestattet. Man hatte festgestellt, daß sich der Kiste unter falschem Namen in einem der ersten Hotels einlogiert. Kein Mensch im Hotel ahnte den wahren Charakter dieses Gastes, der eines Nachmittags durch einen höchst genialen Einfall des Detektivs überwältigt werden konnte. In seinem eigenen Hotelzimmer, und ohne daß ein Mensch neugierig geworden wäre, das Zimmer dieses gewalttätigen Menschen zu betreten. Ein Schlauch, der für den Verbrecher unüberwindlich im Zimmer verborgen lag, den hatte man an eine außerhalb des Zimmers aufgestellte Luftsaugpumpe angeschlossen. Nachdem man die Pumpe in Tätigkeit setzte, wurde dem Verbrecher langsam die zum Atmen nötige Luft entzogen, bis er das Bewußtsein verlor und hilflos war wie ein gelotzelter Karpfen.

Da diese beiden Detektive ganz genau wußten, daß es dem unter dem Namen Graf Sonnenfeld bekannten Hochstapler August Sabneine gelungen war, nach Amerika zu entkommen, suchten sie ihre Zweifel, als ihnen letzter der dritte Detektiv erzählte, er habe den Grafen Sonnenfeld eben verhaftet.

„Waren Sie denn in Amerika?“ fragten sie.

„Reineswegs; ich habe Europa nicht verlassen“, bekehrte sie der Detektiv. „Aber ich habe auf die Sekunde genau ausgerechnet, wann und wie ich den Menschen dennoch festnehmen kann. Sie wissen doch, daß ich mein eigenes Lustschiff besitze. Gestern freilich nur so lange da oben, gerade über der Stadtweite, bis ich es an der Zeit hielt, niederzugesenken und ihn zu verhaften.“

„obwohl er sich in Amerika befindet und Sie bloß da oben freilassen?“ wandelte die Anbörere ein.

„Nun, meine Herren“, bekräftigte der Detektiv. „Nach meinen Berechnungen mußte er zu einer ganz bestimmten Stunde in meinen Bereich kommen, da ich doch die Erde bekanntlich dreht!“ Baldi Schmidt.

Das „Telephongespräch“.

Von Walter Redmann.

Es hatte großen Krach bei Weners gegeben. Eine ernste eheliche Auseinandersetzung, aus einem ganz nichtigen Grunde, entstanden. Beide suchten verschiedene Zimmer auf, sie ließe weinend und er atollend.

Sie war furchtbar wütend und trocken, als sie allein war, ihre Tränen, O, wenn sie ihn doch irgendwie tranken, felleiden, eifersüchtig machen könnte! Aber an seiner Eheliche prallten alle Worte ab. Da fiel ihr Blick auf das Tischchen, sofort kam ihr ein Gedanke. O, sie würde ihren teuren Gatten schon klein kriegen. Er sollte sterben vor Eifernd!

Sie nahm den Hörer ab, drückte jedoch mit der linken Hand die Gabel nieder, so daß das Kräulein vom Amt nichts hören konnte. Dann nannte sie irgend eine Nummer, die ihr gerade einfiel, und führte ein Telefongespräch mit einem imaginären Teilnehmer, so laut, daß ihr Mann im Nebenzimmer es hören mußte.

Er hörte auch, Log auf der Chaiselongue und hob jetzt erkannt den Kopf. Seine Frau telephonierte wohl? Kein Zweifel. Das war merkwürdig, mehr als merkwürdig, denn... Er legte das Ohr an die Tür.

„Kein Scherz“, hörte er keine Frau im Nebenzimmer sprechen, es geht nicht vor acht, wirklich nicht. Mein Mann geht erst um halb acht in den Klub. Aber um acht Uhr an der Roo-Uhr. Ich werde pünktlich zur Stelle sein. Aber bitte, ich nicht wieder den Bolinder auf, ich liebe dich viel lieber im weichen Hut...“

Bis hierher kam Frau Wener, da tat sich die Tür auf, und ihr Gatte stand vor ihr. Nicht zornfunkelnd, wie sie erwartet hatte, sondern mit lässlichelader Ruhe. Sie legte schnell den Hörer hin.

„Du hast telephoniert?“ befragte er.

„Hoffentlich hast du nichts dagesen“, erwiderte sie lächriglich.

„Das nicht, aber ich möchte gern wissen, mit wem du eben gesprochen hast?“

„Kun?“ — sie markierte Perwitzung — „mit einer Freundin.“

„So? Wegen deine Freundin Bolinder zu tragen? Und hast du zu ihnen Schach?“

Sie lächelte und spielte in schmeibarer Nervosität an ihrem Schlüsselband.

„Da laute er.“

„Also mit einem Herrn hast du telephoniert, zu dem du Schach laßt, den du gern im weichen Hut siehst und mit dem du dich um acht Uhr, wenn ich im Klub bin, treffen willst? Also du verabredest dich mit deinem Liebhaber telephonisch, während ich im Nebenzimmer bin? Du bist ja ein nettes Ehemaid. Abriagens (sein Lächeln wurde wahrhaft satanisch), willst du mir nicht, bitte, lassen, wie du das Kunststück fertig gebracht hast, zu telephoniern? Heute früh, als du einholen gingst, war nämlich der Telefonarbeiter hier und hat untern Apparat vor der Leitung abgetrennt, weil sie repariert werden soll.“

Da lenkte Frau Mathilde Wener in echter, tiefer Exultation den Kopf.

